Abend-Ausgabe.

Lodzer Zeitung.

Gründer Johann Petersilge.

Nr. 391 | Sonnabend, den 16. (29.) August 1914. | 51. Jahrgang.

Redaktion, Expedition, Annoncen- und Abonnements-Annahme: Petrikauer-Straße Nr. 86, im eigenen Hause.—Telephon Nr. 212

Ausgabe täglich zweimal mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, an den nur die Morgennummer erscheint. — Manuskripte werden nicht zurückgegeben. — Vierteljährlicher pränumerando zahlbarer Abonnementspreis für Lodz Rbl. 2.10 für Auswärtige mit Postzusendung einmal täglich Rubel 2.25 im Auslande Rubel 5.40 — (Abonnements werden nur vom ersten eines jeden Monats berechnet.) Preis eines Exemplars: Abend- und Morgen-Ausgabe 3 Kop., Sonntagsausgabe mit der illustrierten Sonntagsbeilage 5 Kop. — Inserate werden für die siebengespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum mit 10 Kop. für Rußland und mit 12 Kop. für Ausland berechnet. Für die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum vor dem Text 35 Kop. für Rußland und 40 Kop. für Ausland, im Text 60 Kop. Alle in- und ausländischen Annoncenbüros nehmen Anzeigen und Reklamen für die „Lodzer-Zeitung" an. — Redakteur: W. Petersilge. — Herausgeber J. Petersilge's Erben. — Rotationsschnellpressendruck von „J. Petersilge" Petrikauer-Straße Nr. 86.

Das unter Allerhöchstem Protektorat Sr. Majestät des Kaisers stehende Skobelew-Komitee

ruft bei der Eröffnung von Hospitälern-Sanatorien zur Heilung von Kriegern, die zum Schutze des Vaterlandes unter die Fahnen gerufen wurden, alle teilnahmsvollen russischen Leute auf, **zugunsten derer,** die der unvergeßliche Michail Dmitriewitsch **Skobelew** so heiß liebte und die ihn vergötterten, ihr den Kräften angemessenes Scherflein beizusteuern.

Weder mit der Summe noch mit der Menge des Zuspendenden **möge man sich genieren,** da jede Spende, in Gegenständen wie in barem Gelde dankbar angenommen wird.

Personen, die sich persönlich in den Dienst der guten Sache stellen wollen, werden ersucht, sich nach der Kanzlei des Komitees zu bemühen.

Spenden werden in der Kanzlei des Komitees in St. Petersburg entgegengenommen. (Adresse: С. Петербургъ, Пески, Мытнинская ул. № 27).

Der Weltkrieg.

Rußland.

P. Petersburg, 29. August. Aus dem Stabe des Erlauchten Oberkommandierenden **wird mitgeteilt:** An der ostpreußischen Front **während** eine hartnäckige Schlacht im Rayon **Soldau—Allenstein—Bischofsburg,** wo der Feind außer neuen Streitkräften die Korps konzentriert hat, die sich von Gumbinnen zurückgezogen haben. **Allenstein wurde von den russischen Truppen besetzt. Im Petrikauer Rayon hat unsere Kavallerie drei deutsche Schwadronen über den Haufen geritten.** Einzelne Kämpfe an der galizischen Front nahmen am 26. d. M. den Charakter einer Generalschlacht, die sich in den südlichen Kreisen des Lubliner und Cholmschen Gouvernements, sowie in Ostgalizien auf dem Wege nach Lemberg auf einer Front bis 300 Werst entwickelte. Eines unserer ruhmreichen Infanterieregimenter eroberte im Handgemenge die Fahne und vernichtete fast vollständig das 11. Regiment der Honveds. Der energische Ansturm dauert fort.

P. Petersburg, 29. August. Der Redakteur der „Retsch" wurde wegen eines Leitartikels in Nr. 217 vom Stadthauptmann zu 3000 Rbl Strafe verurteilt.

Bombardement von Mlawa.

P. Petersburg, 29. August. Ein Zeppelin-Luftschiff bombardierte die Stadt Mlawa (Gouvernement Plock). Das Luftschiff wurde jedoch 8 Werst von der Eisenbahnstation herabgeschossen. In der Gondel befanden sich acht Soldaten, 2 Mitrailleusen und Explosivgeschosse.

Frankreich.

P. Paris, 29. August. (Spez) Infolge der zufälligen Entdeckung auf dem Dachboden des großen Hotels „Astoria", dessen Direktor ein Deutscher war, einer geheimen drahtlosen Telegraphenstation, die die vom Eiffelturm an die Grenzgarnisonen gerichteten Depeschen abfing, wurden in allen Häusern und öffentlichen Gebäuden, die irgendwelche Verbindung mit deutschen Untertanen haben, Haussuchungen veranstaltet. Diese hatten ein günstiges Resultat, da in einem Güterexpeditionshause, dessen Besitzer ein Deutscher namens Bergmann war, eine gleiche Station entdeckt wurde, die gleichfalls zu Spionagezwecken eingerichtet war. Bergmann samt drei Mitarbeitern wurde erschossen. Das gleiche Schicksal traf den Direktor des „Astoria"-Hotels.

Paris, 29. August. (Spez) Der Korrespondent der „Temps" meldet, daß die Deutschen nach Zurücklassung einer Belagerungsarmee bei der kleinen Grenzfestung Longwy in die Richtung auf Virton vorrückten, wo eine große Schlacht begonnen habe, welche sich auf die Linie Virton—Montmedy ausdehnt. Die Franzosen behaupteten ihre gut befestigten Positionen.

Deutsch-französischer Krieg.

P. Paris, 29. August. An der ganzen Front ist die Lage unverändert. Das Vorrücken der Deutschen wurde von beiden Seiten aufgehalten. Die Deutschen kämpften nicht im Verlaufe von 15 Tagen. Die Verluste des Feindes sind groß.

England.

P. London, 29. August. Lord Kitchener erklärte im Oberhaus, daß in kürze englische Verstärkungen nach Belgien gesandt werden.

Eine Seeschlacht.

P. London, 29. August. Das Preßbureau teilt mit, daß die englische Flotte mit der deutschen den Kampf aufgenommen hat. Zwei deutsche Kreuzer sanken, ein dritter in Flammen stehend, verschwand im Nebel.

Serbien.

Paris, 29. August. (Spez) Laut Meldungen französischer Blätter, hat die serbische Armee sich bereits mit den montenegrinischen Verstärkungen vereinigt und befindet sich gleichfalls auf dem Eilmarsche nach Cattaro. Einige Blätter berichten, daß die slawischen Truppen bereits bedeutende Siege über die Oesterreicher errungen haben.

Serbisch-österreichischer Krieg.

Rom, 29. August. (Spez) Die zur albanischen Expedition gehörende deutsche Truppenabteilung ging nach der Auflösung der Expedition auf das österreichische Territorium über und kämpfte auf Seiten Oesterreichs bei Sabat und an der Drina, wo sie fast vollständig aufgerieben wurde. Die französische Abteilung begab sich nach Cetinje, um auf Seiten Montenegros zu kämpfen.

Greueltaten der Oesterreicher.

Nisch, 29. August. (Spez.) Offiziell wird mitgeteilt, daß die Oesterreicher vor dem Verlassen Sabats, diese Stadt geplündert und in Brand gesteckt haben. Zwei Hauptstraßen sind vollständig zerstört, kein einziges Haus blieb unbeschädigt. Ueberall sieht man rauchende Trümmer. 60 Gefangene wurden vor den Augen der Bevölkerung erschossen. Viele Männer, Frauen und Kinder wurden hingeschlachtet. Viele 12-jährige Mädchen sind den verwilderten Soldaten zum Opfer gefallen. Viele Mädchen wurden entführt; ihr Schicksal ist unbekannt. In einem Hause wurden 11 minderjährige Mädchen ermordet aufgefunden. Aehnliche Greueltaten haben die Oesterreicher auch in anderen Ortschaften verübt. In jedem Dorfe werden Geiseln mitgenommen, die dann ohne jeden Grund ums Leben gebracht werden. Die Soldaten schonen die Patronen und morden ihre Opfer durch Bajonettstiche, wie dies schrecklich verstümmelte Leichen beweisen. Die Stadt Loznitza zahlte den Oesterreichern 30,000 Dinars, um sich loszukaufen. Die Oesterreicher nahmen das Geld, später plünderten sie jedoch die Stadt und füsilierten die Geiseln.

Belgien.

Antwerpen, 29. August. (Spez.) Offiziell wird unter dem 27. August mitgeteilt, daß die Festung Lüttich sich noch halte, obgleich die Einnahme eines der bedeutendsten Forts die Verteidigung sehr erschwert. Gestern mußte die Besatzung einem gewaltigen Bombardement der in den von den Deutschen neueroberten Stellungen aufgestellten Geschütze standhalten. Ein höllisches Feuer überschüttete den ganzen Tag die Festung und die Stadt. Die Beschießung des von den Deutschen eingenommenen Forts von den belgischen Forts aus ist sehr schwierig, die Stürmung desselben wurde aber infolge der riesigen Verluste, die der Sturm für die Stürmenden nach sich ziehen würde, aufgegeben.

Paris, 29. August. (Spez.) Auf dem belgischen Kriegsschauplatze dauert die Schlacht fort. Der Hauptansturm der deutschen Streitkräfte ist gegen die starken Stellungen der verbündeten Armee längs des Sambre-Flusses gerichtet. Zahlreiche Versuche, den linken Flügel der französischen Armee zu umgehen, blieben erfolglos.

Ein Telegramm des englischen Königs.

Antwerpen, 29. August. (Spez.) König Albert erhielt vom englischen König ein Telegramm folgenden Inhalts: „Mit Entsetzen erfuhr ich von der Gefahr, der Eure Königliche Majestät infolge des Bombardements des Palais in Antwerpen durch einen deutschen Luftballon ausgesetzt war. Ich hoffe, daß die Gemahlin und die Familie Eurer Königlichen Majestät unversehrt geblieben sind. Ich verfolge mit Entzücken die heldenhaften Taten der tüchtigen belgischen Armee."

Kaiser Wilhelm an die Soldaten.

Kopenhagen, 29. August. (Spez) Aus Berlin wird telegraphiert, daß Kaiser Wilhelm im Hauptquartier eine Truppenrevue abgehalten hat, während welcher er an die Soldaten eine Ansprache hielt, wobei er sich u. a. wie folgt äußerte: „Wir haben noch manche blutige Schlacht vor uns, wir setzen jedoch unsere Hoffnung auf unsere Tapferkeit und die Gnade Gottes. Mit dieser Hilfe werden wir den Feind bewältigen. Wir Deutsche wollen und müssen siegen!"

Italien.

P. Petersburg, 29. August. Nachrichten aus Italien zufolge sympathisiert die gesamte italienische Presse mit dem Dreiverband.

Türkei.

P. Petersburg, 29. August. Nachrichten aus Italien zufolge wurde in die Richtung auf Konstantinopel ein spezieller Eisenbahnzug abgefertigt, in dem sich ein deutscher Admiral, Flottenoffiziere, sowie 840 Matrosen befanden. Der Admiral und die Offiziere wurden Ingenieure, die Matrosen Arbeiter genannt.

Amerika warnt Japan.

Petersburg, 29. August. (Spez) Die amerikanische Regierung warnt die japanische Regierung vor den Folgen, die die Entsendung der japanischen Flotte nach den europäischen Gewässern haben würde.

Lokales.

Lodz, den 29. August.

§ **Von der Post.** Seit dem gestrigen Tage sind die Beamten im Zentralpostbureau mit dem Sortieren der Briefe beschäftigt, die morgen ausgetragen werden. Heute früh wurde die Abteilung zur Ausfolgung der einfachen und eingeschriebenen Korrespondenz (Eingang von der Widzewskastraße) geöffnet. Die Besitzer von nummerierten Postfächern sollten diese leeren lassen, da sie mit Briefen und Zeitungen überfüllt sind, wodurch die Arbeit der Beamten erschwert wird. Das Telegraphenamt ist nur zur Entgegennahme dienstlicher Depeschen eröffnet.

** **Neue Briefmarken.** Wie die Residenzblätter erfahren, wird die Hauptverwaltung der Posten und Telegraphen für die Zeit des Krieges Briefmarken einer neuen Zeichnung mit erhöhtem Werte herausgeben, wie das während des japanischen Krieges geschehen war. Der Ueberschuß aus dem Verkauf dieser Marken wird dem „Roten Kreuz" zugute kommen. Auf den Marken werden die Porträts der verbündeten Monarchen und des Präsidenten Poincaré sichtbar sein.

§ **Das Bureau des 3. Bezirkes der Bürgermiliz** wurde vom Lokal des 3. Zuges der freiwilligen Feuerwehr nach der Fabrik von Ramisch an der Nikolajewskastraße Nr. 10 übertragen.

x. **Von der Handwerkerschule.** Der Unterricht in der Handwerkerschule beginnt am 1. September d. J. Die neuangemeldeten Kandidaten werden wegen Mangel an Lehrpersonal nicht aufgenommen.

r. **Personalnachrichten.** Heute sind der hiesige Gefängnischef Rodolewski und dessen Gehilfe Worobiow nach Lodz zurückgekehrt und haben ihre Amtsfunktionen wieder übernommen.

** **Bitte um Wäscheknöpfe.** Frau Joseph Richter, Placowastraße Nr. 19, bittet die geehrten Besitzer von Lagern und Läden und auch Privatpersonen um Knöpfe für Wäschestücke (aus Garn oder Leinen) in allen Durchmessern.

§ **Mißlungenes Sittlichkeitsverbrechen.** Im Hause Nr. 31 an der Grabowastraße wurde ein gewisser J. Teodorow verhaftet, der die in diesem Hause wohnhafte 8jährige Antonina Zielinska zu vergewaltigen versuchte. Die Angelegenheit wurde der Untersuchungskommission bei der Bürgermiliz überwiesen.

§ **Bestrafter Radfahrer.** Ein gewisser J. Djonizak, der vor dem Hause Nr. 36 an der Targowastraße den 6jährigen H. Nowakowski mit seinem Rover überfahren hatte, wurde von der Bürgermiliz zu 2 Tagen Arrest verurteilt.

x. **Beim Holzfällen** im Walde bei Mania wurde gestern um 7 Uhr abends der 23-jährige Arbeiter Michal Krause von den Waldaufsehern durch einen Schuß am linken

Bein verletzt. Die erste Hilfe erteilte ihm ein Arzt der Rettungsstation.

r. **Ueber das gegenwärtige Leben in Kalisch** erzählt eine dortige Einwohnerin, Frau Preis, die am vergangenen Mittwoch von Kalisch nach Lodz gekommen ist, folgendes: Am vergangenen Dienstag begab ich mich von Opatuwek aus mit dem dortigen Bürger Herrn Pentulewski nach Kalisch, um meine wertvolleren und notwendigsten Sachen aus meiner im Friedmannschen Hause befindlichen Wohnung zu holen. Vor der Stadt angelangt, stieg ich aus dem Wagen und trat den Weg nach der Wiejskastraße, Ecke der Breslauerstraße, wo sich das Haus befindet, wo ich wohne; zu Fuß an. Dort angelangt, kamen mehrere Mitglieder der neuorganisierten städtischen Bürgermiliz mit Herrn Michel auf mir zu. Als sie von mir erfuhren, warum ich wieder nach Kalisch gekommen, erklärten sie mir kategorisch, daß es auf Verordnung der deutschen Militärbehörde verboten sei, aus den Wohnungen Sachen wegzuschaffen. Ich wandte mich hierauf kurz entschlossen, an mehrere deutsche Offiziere, die an einem inmitten auf der Straße aufgestellten Tisch saßen und vor welchem eine Anzahl Soldaten und Zivilpersonen standen. Ich brachte diesen Offizien mein Anliegen vor. Erst später erfuhr ich, daß diese eben an jenem Tische Kriegsgericht abhielten. „Sie können doch aber hier bleiben, warum wollen Sie denn wieder wegfahren und die Sachen mitnehmen?" war die von einem der Offiziere an mich gerichtete Frage. „Weil ich gegenwärtig hier nicht die Möglichkeit habe, etwas zu verdienen, um meinen Lebensunterhalt zu fristen," war meine Antwort. Die Offiziere berieten sich hierauf kurz miteinander und stellten mir dann einen Zettel aus, laut welchem mir erlaubt wurde, alle meine Sachen ungehindert aus der Wohnung und aus der Stadt fortzuschaffen. Während ich die Sachen aus der Wohnung bringen und auf einen Wagen laden ließ, bemerkte ich unter anderen, wie zwei deutsche Soldaten, einen halbnackten Mann zu jenem Tisch führten und den Offizieren mitteilten, daß derselbe sich eines Diebstahls schuldig gemacht hatte. Der Dieb wurde zu drei Monaten schwerer Kerkerhaft verurteilt. Später erfuhr ich, daß in vielen Häusern geplündert wurde und auf den Straßen, sowie in der Umgebung auch viele Raubüberfälle vorgekommen sind und daß in den meisten Fällen die ermittelten Schuldigen vom Kriegsgericht zum Tode durch Erschießen verurteilt wurden.

x. **Erstickt.** Im Hause Nr. 61 an der Zielonastraße ist der 2-jährige Kaufmannssohn Majer Wygocki durch Unvorsichtigkeit im Bett erstickt. Ein Arzt der alarmierten Rettungsstation konnte nur den bereits eingetretenen Tod konstatieren.

x. **Unfälle.** Im Hause Nr. 44 an der Panskastraße stürzte die 8-jährige Marie Wozniak von einer Treppe und erlitt eine Verrenkung des rechten Armes. — Auf dem Grundstücke Nr. 13 an der Zagajnikowastraße stürzte der 8-jährige Marian Doryngowski von einem Baum und erlitt eine Gehirnerschütterung. Er wurde im Rettungswagen nach der Wohnung seiner Eltern an der Nawrotstraße gebracht.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Optischer Telegraph für Flugzeuge. Alle Hilfsmittel, die die heutige Militärluftschiffahrt zur Nachrichtenübermittelung zur Verfügung hat, sind größtenteils noch unzulänglich und ihre Anwendung von Zufälligkeiten aller Art abhängig. Die optischen Signale sind hier vielleicht das einzige, was einigermaßen Erfolg verspricht; vor allem sind sie bei Aufklärungsflügen der Artilleriefluzgeuge von großer Bedeutung, damit der Batteriechef rasch und sicher die vorgekommenen Abschätzungsfehler berichtigten kann. In Frankreich hat man nun, wie die Zeitschrift „Aèrophile" berichtet, einen sehr einfachen Lichtsignalapparat versucht, der gute Ergebnisse gezeitigt hat. Der Hauptteil des Apparates besteht aus einem ungefähr zwanzig Liter fassenden, mit Ruß angefüllten Behälter, der unter dem Flugzeug angebracht ist und in einem mit Ventil verschlossenen Rohre endigt; dieses kann vom Flieger durch einen Hebel geöffnet und verschlossen werden. Im Behälter herrscht ein Druck von etwa ein Kilogramm auf das Quadratzentimeter. Oeffnet man das Ventil, so fällt der Ruß heraus und verursacht schwarze, lang sichtbare Rußwolken, größere und kleinere, je nach der Dauer des Oeffnens des Ventils. Mit den auf diese Art erzeugten Flecken zeichnet der Flieger wie beim Morseapparat in der Luft schwarze Punkte und Striche, und der auf der Erde stehende Beobachter kann den Batterien leicht die Berichtigungen mitteilen. Die Zeichensprache braucht nur vorher vereinbart zu werden. Auf dem Breguetschen Flugzeug bei Versailles sind vom französischen Kriegsminister Versuche veranstaltet worden, die einen vollen Erfolg bedeuten. Die schwarzen Punkte und Striche des optischen Telegraphen waren trotz heftigen Windes noch volle zwei Minuten sichtbar, nachdem das Flugzeug längst außer Seeweite war.

Einst und jetzt.

Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergessen geglaubt . . .
Chamisso.

Im September 1853 erklärte die Türkei uns den Krieg; und am 30. November vernichtete Admiral Nachimow ein türkisches Geschwader bei Sinope.

Dies war eine glänzende Waffentat, schon mehr ein tollkühnes Bravourstück, und die Freude darüber in ganz Rußland war unbeschreiblich. In allen Kirchen wurden Dankgottesdienste abgehalten, überall — auch in den kleinsten Familien — gab es ein Festmahl, in den Straßen wimmelte es von fröhlichen, geschäftigen Menschen, viele Häuser hatten Flaggenschmuck angelegt, auch Lampions wurden hier und da angezündet, auf manchen Stellen brannten ganze Scheiterhaufen, in denen alte Gummigaloschen die Hauptrolle spielten, in den Restaurants spielten alle Orgeln, und die allerbrillantesten Geschäfte machten natürlich die Schnapsbuden.

Sinope bildete, als Waffentat, ein Seitenstück zu Nawarin, nur war es noch weit populärer: der Kaiser hatte ja gegen die Ungläubigen (нехристы) das Schwert gezogen, um die Gläubigen gegen sie zu schützen.

Da folgte der Rückschlag des schönen Sieges: am 21. Februar 1854 wurde ein Manifest verlesen, welches uns den Krieg mit England und Frankreich ankündigte, die anglo-französische Flotte war bereits ins Schwarze Meer eingelaufen. Am 23. März setzte unsere Armee über die Donau, am 22. April fing das Bombardement von Odessa an, dann folgte eine Reihe schwerer Schläge, deren Gipfelpunkt Silistria und Alma bildeten, und schließlich begann die Belagerung von Sewastopol, die elf lange Monate gedauert und den Heldenmut der russischen Armee mit unvergänglichem Ruhm bedeckt hat.

Zu jener Zeit habe ich in der Provinz gewohnt, zuletzt in Moskau, dann in den Gouvernements von Tambow, Pensa und Ssamara. Der Nachrichtendienst war damals anders organisiert: es gab bloß einen optischen Telegraphen, und zwar eine einzige Linie, die ausschließlich der Krone diente; die paar Zeitungen, die überhaupt erschienen, waren farblos und kleinlich, — wirkliches Interesse bot nur Timm's „Illustration"; mit der Post war es überhaupt schwach bestellt, geschweige denn in Kriegszeiten, die einzige größere Eisenbahn war die Nikolaische, zwischen Petersburg und Moskau, die beiden übrigen — die Zarskosselsche und Peterhofsche — waren Lokalbahnen; eine schnelle und sichere Verbindung mit der Armee wurde nur durch die unglaublich schnell reisenden Feldjäger oder Staatskuriere besorgt, — so daß es lange dauern mochte, ehe man in einem fernen Winkel des weiten Rußland überhaupt etwas vom Kriegsschauplatz erfahren konnte. Und dennoch — weiß Gott, wie das geschah — flogen die Nachrichten mit unheimlicher Schnelligkeit über das ganze Reich. Freilich war meistens viel Unsinn dabei, aber auch viel wirkliche Tatsachen, die man nicht schlechterdings ins Blaue hatte schwatzen können, so daß man fast an Descartes' Hakenatome hätte glauben mögen. . .

Sinope hatte für den Krieg einen riesigen moralischen Wert gehabt: die kühne Waffentat hatte eine unerschütterliche Siegesgewißheit gezeitigt, die auch späteren Hiobsposten nicht weichen wollte, — man war einer Revanche sicher. Ein ungeheurer Enthusiasmus hatte das ganze Russenvolk erfaßt; die grande muette (große Schweigerin) — wie die Franzosen die Armee nennen — war in gehobener Stimmung; und die Miliz sammelte sich in hellen Haufen an. Scheiden tat auch damals weh, und blaue Bohnen schmeckten nicht besser als heute; gemurrt wurde aber nicht, denn der Kaiser hatte seine eigenen Söhne, die noch ganz jugendlichen Großfürsten Michail und Nikolai, in den Krieg geschickt.

Die Tracht jener Miliz — graue Halbröcke, Hosen und Mützen, lange Wasserstiefel und ein breiter lederner Gurt mit daran hängendem Beil — war zur Modetracht der damaligen Jungen geworden. Natürlich hatten es die Allermeisten nur bis zu einer grauen Mütze mit einem breiten kupfernen Kreuz als Kokarde gebracht; einige waren aber auch ganz à la Opoltschenez gekleidet, sogar mit Achselklappen, — die sahen auf die Uebrigen ziemlich von oben herab. Wenn eine muntere Jungenschar sich in einem öffentlichen Garten zusammengefunden hatte, — namentlich im Ufergarten beim Kreml — so wurde sofort „Kosak und Räuber" gespielt; wer eine Milizmütze besaß, gehörte selbstverständlich zu den Kosaken resp. zu den Russen, — die Uebrigen waren Räuber, bezw. Franzosen (von Engländern wurde überhaupt wenig gesprochen). Zu den Kosaken habe auch ich gehört; und daß ich bei solcher Gelegenheit mehr als einmal von irgendeinem handfesten „Franzosen" jämmerlich durchgebläut worden, gehört heute zu meinen angenehmen Erinnerungen . . .

Hier möge eine Bemerkung eingeschaltet werden, die zur Charakteristik jener Zeiten dient: wir standen wohl im Kriege mit Frankreich, aber irgendeine Animosität gegen die in Rußland ansässigen oder auch nur zetweilig befindlichen Franzosen war nirgends zumerken. Wohl fehlte es nicht an Zoten, sowie an guten und schlechten Witzen über den Gegner, und gerade zu jener Zeit trug W. W. Ssamoilow, als Finne verkleidet und grimiert, das famose Klagelied „Плачъ Чухонца" auf der Bühne des Alexandra-Theaters vor; dem armen Kerl hatten die „Рансузъ, англисанъ", als er ganz friedlich in seiner „Laiba" (Fischerboot) herumsegelte, „тфа тфукрквна взялъ въ карманъ" (zwei Zwanziger aus der Tasche stibitzt). Die hübsche Musik hatte kein Geringerer als Glinka geschrieben. Dies war aber auch so ziemlich alles, was gegen die Franzosen vorgebracht wurde, — von Nationalhaß war weder hier noch dort die Rede.

In der Armee stand es ebenso; es wurden glänzende Heldentaten ausgeführt, hier, wie dort, und keiner hat sie geschmälert, — beiderseits wurden sie offen und ehrlich anerkannt. Man hat den Feind g e a c h t e t.

Nur die Kosaken hatten sich zeitweilig eine greuliche Missetat erlaubt: ihre Plankler schlichen sich in der Nacht an französische und englische Vorposten heran, warfen ihnen eine Schlinge über den Kopf und jagten dann die Pferde davon, die Unglücklichen hinter sich schleppend über Stock und Stein. Frau Fama hat die Geschichte sogar noch entsetzlicher gemacht: die Kosaken sollen nicht Schlingen, sondern große Angel- unnd Fleischerhaken gebraucht haben, die ins Unterkinn gespießt wurden. Natürlich ist dies ein Blödsinn; mit der Schlinge hat es aber seine Richtigkeit gehabt, denn der Oberbefehlshaber der Franzosen, Canrobert, beschwerte sich darüber beim Fürsten Menschikow, der an der Spitze der russischen Armee stand, und der Unfug hörte sofort auf.

Der am 30. März 1856 abgeschlossene Pariser Friede war für uns durchaus nicht glänzend, aber das Ziel, um dessen willen der dreijährige blutige Kampf gewütet hatte, wurde doch erreicht: der Sultan mußte sich feierlich dazu verpflichten, die orthodoxen Christen nicht mehr zu unterdrücken und ihnen ebensolche Bürgerrechte einräumen, wie den ihm untergebenen Moslem.

Das Manifest vom 31. März kündigte nicht bloß den Frieden an, sondern es enthielt auch ein Programm der zukünftigen Tätigkeit des neuen Kaisers; da atmeten viele erleichtert auf: mit dem harten, eigenwilligen Regiment der eisernen Disziplin war es nun aus, eine helle Morgenröte zeigte ihnen das Nahen eines schönen, freundlichen Tages: und als der junge Kaiser den Thron bestieg, jubelte das ganze russische Volk, denn es blühte ihm eine Fülle der herrlichsten Hoffnungen entgegen.

Das Krönungsfest war großartig; später habe ich wohl Aehnliches, aber nicht Gleiches erlebt: ganz Rußland schien eine freudige Familienfeier zu begehen.

Dies war die Stimmung und Nachstimmung des sogenannten Orient- und Krimkrieges.

O. N.

Kleines Feuilleton.

Das Fernrohr.

Humoreske aus der Stenographie von M. Kokoteck, Lodz, übertragen.

„Wohin willst Du, Klara? Günthers unternehmen eine Ruderpartie auf dem See. Ich habe gesagt, daß wir wahrscheinlich mithalten."

„Ach, Papa, diese ewige Ruderei! Du kannst ja mittun, wenn Du Lust hast, aber ich . . . weißt Du, ich habe drüben vom Steinberg aus bei dem kleinen Tannenholz ein prächtiges Bild entdeckt, auch unsere Villa ist dabei. Ich will heute eine Skizze davon entwerfen."

„Ach, diese ewige Malerei!" meinte der Papa, den früheren Ton der Tochter parodierend.

„Immerhin noch lieber, als diese Ruderei!" lachte das Mädchen. „Jedenfalls gibt es dabei keine rauhe, schwielige Hände. Dabei hatte sie auch schon von einem Regal ihre Zeichengeräte herab genommen und wandte sich zum Gehen.

„Uebrigens Papa", begann sie gleich darauf wieder, Du willst doch an Mama einen Brief schreiben?

„Ja, Du hast Recht, Kind. Ich werde es auch besorgen, indes Du draußen an Deiner Skizze bist. Komme nur bald wieder, damit Du einige Zeilen beifügst".

„Na, ich werde nicht lange bleiben. Adieu, Papa!"

Sie verließ das Zimmer. Professor Walther trat an das Fenster und sah dem Mädchen nach, wie sie über den Vorgarten der Villa schritt. Er folgte ihr auch außerhalb des Villenraumes mit den Blick, bis sie seinem Auge bei einer Wegkrümmung entschwand.

Auch dann blieb er noch sinnend beim Fenster stehen. Es ging ihm allerlei durch den Kopf.

Was das Mädchen nur seit einiger Zeit haben mochte! Ihr munterer, fast übermütig froher Sinn war geschwunden. Sie war nun still, in sich gekehrt und ging am liebsten auf einsamen Wegen ihrer Malerei nach. Er wollte froh sein, wenn Mama wieder zurückkehren würde.

Vor fünf Wochen war sie mit der jüngeren Tochter ins Bad gereist und hatte ihn und Klara allein zurückgelassen. Er mußte wohl nicht der richtige Gesellschafter für das Mädchen sein. Na, Gott sei Dank! Es wird nun bald anders werden. Es war ja doch der letzte Brief, den er jetzt an seine Frau absandte.

Dabei trat der Professor an den Schreibtisch, nahm einen Briefbogen und begann zu schreiben. Dann barg er das Blatt in ein Kouvert, versah dieses mit der Adresse und stellte den bronzenen Neufundländer darauf, der den Dienst eines Briefbeschwerers zu leisten hatte und erhob sich darauf.

Da fiel sein Blick auf ein länglich rundes Etui, das seitwärts auf dem Schreibtisch lag, rasch griff er danach und öffnete es.

Es enthielt ein Fernrohr, das erst diesen Vormittag auf seine Bestellung hin aus Wien angelangt war. Er wollte es doch gleich noch einmal erproben. Vielleicht bekam er mit seiner Hilfe nun auf den felsigen Berghöhen eine von den Gemsen zu sehen, die sich nach Angaben des Bergführers daselbst vorfinden sollen.

Er richtete das Rohr nach seinem Auge und bestrich damit die zackigen Felskämme der im Hindergrunde aufragenden Bergkolosse, aber keines der gesuchten Tiere kamen ihm zu Gesicht.

„Na, suchst Dir halt Dein liebstes Gemslein auf! sagte er sich und lenkte das Teleskop ein wenig tiefer und mehr zur linken hinüber auf den bewaldeten Hang des Steinbergs.

Bald hatte er den Fichtenbestand gefunden, und da — am Rande des Wäldchens — ein hellschimmerndes Sommerkleid! Ja, sie war es — seine Klara!

Aber in demselben Augenblicke entfuhr ihn auch ein lauter Ausruf — halb vor Ueberraschung, halb vor Bestürzung. Das Mädchen war nicht allein. Ein Mann befand sich in ihrer Gesellschaft.

Bei dem Gedanken, der den Ausschauenden jählings durchzuckte, begann die Hand, welche das Fernrohr hielt, ein wenig zu zittern, aber ein anderer Gedanke ließ die Erregung sofort wieder schwinden.

Die beiden werden sich zufällig getroffen haben, sagte sich der Professor zur Beruhigung, und da hat der Herr dem Mädchen wohl das Geleit gegeben. Das Landleben ist ein ungezwungenes.

Ah, — und nun kehrte der Herr dem Fernrohr das Gesicht zu! es war der junge Doktor aus Wien, der sich in die ländliche Stille des schönen Gebirgsortes von den Strapazen seines Doktorexamens ein wenig ausruhte.

Na, Klara schien sich in seiner Gesellschaft recht wohl zu fühlen. Sie lachte und blickte überglücklich drein. Sie saß zwar auf dem zusammenklappbaren Feldstühlchen, das sie sich mitgenommen hatte und hielt auf ihrem Schoß die Zeichenmappe, tat auch ab und zu einen Strich — aber bei der regen Unterhaltung, die sie augenscheinlich mit dem Doktor führte, mochte die Skizze wohl keine sonderlichen Fortschritte machen und . . . . .

Ah, was war das?

Dem Professor gab es förmlich einen Ruck an dem ganzen Körper, daß die beiden auf der Berghöhe drüben für einen Augenblick ganz aus seinem engbegrenzten Gesichtskreise entschwanden. Er hatte nämlich bemerkt, wie der junge Arzt die Hand des Mädchens ergriff und einen Kuß darauf drückte.

Krampfhaft preßte der Professor das Fernrohr an das Auge, das Vaterherz schlug ihm in banger, fast furchtbarer Erwartung.

Aber es war drüber bei dem Handkusse geblieben. Das Erröten des Mädchens, daß der Ausblickende durch das scharfe Glas zu gewahren glaubte, gab ihm Zeugnis dafür, daß es zwischen Beiden nicht weiter als bis zum Handkuß gekommen war, aber immerhin, es war offenbar kein Zweifel, daß sich die Leutchen auf der Berghöhe getroffen hatten.

Klara hatte wohl in der letzten Zeit alle ihre Skizzen in Gesellschaft des Doktors angefertigt. Die Malerei war ihr nur ein Vorwand gewesen.

Also, das war es, was ihr Wesen so verändert hatte!

Die blaue Wunderblume! und heimlich wuchs sie im Herzen des Mädchens empor! Aber weshalb denn heimlich? Warum hatte sie sich ihm, dem Vater nicht anvertraut? Der Doktor war ja ein recht charmanter Mann! Ach, diese Mädchen! sie sind eben in Sachen der Liebe zaghaft und verschlossen, wie gut doch, daß die Mama bald zurückkehrt! Was für glücklicher

Auskunft

über im Auslande weilende Lodzer.

(Wir hoffen, daß dieser oder jener unserer Leser die gewünschte Auskunft wird geben können. D. Red.)

Frau Olga Eßlinger, Luisenstraße Nr. 56, bittet um Auskunft über ihre Eltern, Julius und Agathe Graupner, die zuletzt in Karlsbad in Oesterreich weilten.

Vermischtes.

Serbische Frauen im Kriege. Eine gebildete Belgrader Dame, die Frau eines der höchstgestellten Staatsmänner Serbiens, sagte zu einem italienischen Journalisten, der im Laufe einer Unterhaltung die Hauptpunkte, welchen seiner Ansicht nach der Sieg der serbischen Waffen im serbisch-bulgarischen Kriege zu verdanken war, aufgezählt hatte: „Einen der wichtigsten Faktoren vergessen Sie: die Frau. Unseren Frauen gilt die Liebe zum Vaterlande mehr als jedes andere Gefühl, und wenn ihr Gatte, ihr Sohn im Kampfe gefallen sind, danken sie Gott dafür, daß er sie mit Ehren hat sterben lassen". Die Dame — schreibt Eugenio de Lupi in der Lettura — übertrieb nicht, und sie selbst gab wenige Tage später einen Beweis hierfür. Einer ihrer Söhne, der Offizier war, wurde schwer verwundet heimgebracht und erlag seinen Verletzungen, ohne die Besinnung wiedererlangt zu haben; sie aber rief, während sie ihm unter Tränen die Augen küßte: „Sbogom, sinko! Zato sam te ja i rodila!

Und es ist natürlich, das es so ist. Die Vergangenheit der Serben war eine ununterbrochene Reihe von blutigen Kämpfen, und jeder Tag fast brachte Tod und Verderben. In der Nacht aber schlichen sich die Frauen hinaus auf das Schlachtfeld, um den Leichnam eines ihrer Lieben zu suchen, und mit ihm brachten sie ein furchtbares Verlangen nach Rache ins Haus; dieses Rachesehnen legten sie dann in die Wiegenlieder, mit welchen sie ihre Kleinen in den Schlaf sangen, in die Spinnstubengesänge, mit welchen sie die Männer anfeuerten, das Land von fremdem Joch zu befreien. Aus solcher Vergangenheit sind der serbischen Frau Merkmale, die ihr unter Europas Frauen eine Ausnahmestellung geben, geblieben. Während die Männer sich mit neuzeitlicher Kultur abzufinden beginnen und allmählich zu der Einsicht gelangen, daß der Krieg heute etwas anderes ist, wie die Kriege der Vergangenheit, hängt die Frau auch jetzt noch an den alten Traditionen ihres Volkes; sie läßt die Flamme der alten kriegerischen Dichtung nicht erlöschen und meint, daß jede Männerbrust die Brust eines Helden sein muß; und den Gatten, Söhnen, Brüdern singt sie die alten Heldenlieder vor, die, wenn sie auch von Liebe handeln, immer wieder von dem zurückzuerobernden großserbischen Vaterlande sprechen. In den Städten, besonders in Belgrad, wo schon modernes Leben pulsiert und den ursprünglichen Volkscharakter verwischt, zeigt sich diese Wesensart der serbischen Frauen in weniger auffallender Weise; aber wenn man näher hinschaut entdeckt man selbst bei den Damen der besten Gesellschaft, die sich nach der neuesten Pariser Mode kleiden, ein Stückchen von dem Empfinden der unbefangenen und stolzen Frauen vom Lande. Wenn man mit ihnen vom Vaterlande spricht, geht es wie ein Leuchten über ihre großen schwarzen Augen, ihre Stimme klingt fast rauh, wie die eines Mannes, und man hat das Empfinden, als ob auch sie jeden Augenblick bereit wären, die Flinte zu nehmen und in den Kampf zu ziehen.

Nur selten sieht man die serbische Frau sich überströmenden Gefühlsergüssen hingeben. Sie läßt sowohl in der Liebe, wie auch im Schmerz und in der Freude nur selten etwas von ihren wahren Empfindungen durchschauen. Das Mädchen sagt zum Manne, der um es wirbt, und den es liebt: „Wenn du willst, werde ich deine Frau sein, und du sollst mein Herr sein" — und wenn es kann, schenkt es ihm irgendein Waffenstück. Nur wenn er fern ist, ruft die Braut den Geliebten mit den zärtlichsten Kosenamen und spricht von ihm zu den Blumen und den Sternen als von ihrem Helden; und wenn er stirbt, hält sie die Tränen zurück und geht ungesehen zu seinem Grabe, um mit ihm zu sprechen, wie wenn er noch lebte; und niemals fast sucht sie nach dem Tode des Geliebten die Liebe eines anderen Mannes zu erringen. Die Mutter sagt zu ihrem Kinde: „Blut von meinem Herzen", aber sonst liebkost sie es nur wenig; und wenn der Knabe zu einem schönen, stattlichen Jüngling herangewachsen ist, bekommt er von liebevollen Worten nicht viel mehr als etwa ein: „Sinko moj!" zu hören; es ist, als ob die Mutter fürchtete, ihn durch Zärtlichkeiten zu verweichlichen. Und wenn man ihn ihr tot ins Haus trägt, gibt sie sich fast niemals lauter Trauer hin, sondern richtet die Leiche in dumpfem Schweigen für die Bestattung her. . .

Während der letzten Kriege konnte man täglich auf allen serbischen Bahnstationen ungewöhnlich viel Frauen sehen: sie waren oft viele Meilen zu Fuß gewandert, um über ihre ins Feld gezogenen Lieben irgendeine Nachricht zu erlangen. Und wie oft sah man dann nicht Frauen, nachdem sie von heimgekehrten Verwundeten gehört hatten, daß der Gatte, der Bruder, der Sohn gefallen seien, schweigend und ohne auch nur einen Klagelaut auszustoßen wieder umkehren! Und wie hörte man nicht, daß sie auf die traurige Antwort, die sie bekommen hatten, nur mit der Frage antworteten: „Ist er wenigstens mit Ehren gestorben?" Und wenn man ihnen das bestätigt hatte, gingen sie wie getröstet nach Hause und sagten, indem sie eine einsame Träne aus dem Auge wischten: „Samo da Srbija ne umre!" Wenn nur Serbien nicht stirbt!

Eine fast siebzig Jahre alte Greisin, der in der Schlacht bei Kumanowo zwei Söhne gefallen waren, und die nun allein auf der Welt stand, erschien mehrere Tage hintereinander auf dem Bahnhof von Kragujewaz, um die Truppen vorüberziehen zu sehen: jedem Soldaten gab sie einen Dinar. Sie hatte ihr Hab und Gut verkauft und verteilte nun das Geld, das sie bei dem Verkauf erzielt hatte, um auf diese Weise ihre toten Söhne zu ehren. Und wenn sie unter den Soldaten auf dem Bahnsteig stand, um ihnen zu erzählen wie ihre Söhne als tapfere Männer gestorben wären, sah man sie keine Träne vergießen; sie sagte nur immer wieder: „Haite, bratscho, za Srbija!" Geht, Brüder, für Serbien! . . . Als sie keinen einzigen Dinar mehr hatte, legte sie die Hände auf die Brust und murmelte:" So, nun kann ich auch sterben! . . .

Das Einkochen der Früchte im eigenen Saft ohne Zucker.

Das Einkochen der Früchte in Zucker ist eine Methode der Obstkonservierung, die erstens viel Geld erfordert, wenn — wie es in den meisten Haushaltungen geschieht — bedeutende, aber unnötige Zuckermengen gegeben werden, zweitens aber nicht die Frucht verbessert, sondern verschlechtert, da man infolge der starken Zuckerung nur Zucker, aber wenig oder gar nichts von der Frucht schmeckt. Die einzig richtige Konservierungsmethode ist die des Einsiedens der Früchte im eigenen Saft, da die Früchte ihren Naturgeschmack behalten. — Die Haltbarkeit dieser im eigenen Safte eingekochten Kompotte ist, wenn richtig vorgegangen wird, ebenso gut, als habe man bedeutende Mengen Zucker zugefügt, da Schimmeln und Gären nur eintreten kann, wenn nicht genügend nachgedünstet wurde, das heißt, wenn noch lebensfähige Mikroorganismen (Schimmelpilzsporen, Gärungserreger) im Innern vorhanden oder infolge schlechten Verschlusses, schlechten, feuchten Aufbewahrungsortes später hinein gelangen. Ein schlechter Aufbewahrungsraum ist namentlich schädlich, wenn mit Pergamentpapier oder tierischer Blase verschlossen wurde.

Will man mit Zucker arbeiten, so gebe man zwecks Erhaltung der Farbe und Form der Frucht sowie auch, damit die Frucht im Glase nicht steigt, bei Kirschen, je nachdem Knorpel-, Herz-, Glaskirschen, Amarellen oder Weichseln eingekocht werden, bei den ersten drei Arten 10 bis 15%, bei den übrigen höchstens 20% Zucker, ebenso bei Reineclauden und Mirabellen 20%, bei süßen Birnen höchstens 40%, bei Pfirsichen und Aprikosen 60 bis 80%

Um Früchte im eigenen Saft einzusieden, werden zum Beispiel Kirschen vorsichtig entstielt (Stiele herausgedreht), in Gläser getan, die mit heißem Wasser ausgeschweift, gut gereinigt wurden. Ist das Glas zur Hälfte gefüllt, stößt man es auf den Tisch auf ein aufgelegtes Küchentuch einige Male auf. Dies Aufstoßen soll so geschehen, daß die Früchte sich ineinander setzen, jedoch nicht platzen und die Form verlieren. Das Glas wird ganz vollgefüllt, gut verschlossen und dann die Gläser in einen Kochtopf gestellt, zwischen die Gläser Heu oder Holzwolle gestopft, um das Anschlagen beim Kochen zu verhüten, hierauf warmes (nicht heißes) Wasser bis zum Hals der flaschenartigen Gefäße, bis zu $^3/_4$ der Höhe, wenn es zylindrische Gläser sind, aufgefüllt und vom Beginn des Siedens noch $^1/_4$ Stunde nachgedunstet. Das Kochgefäß wird dann vom Feuer gestellt, die Gläser läßt man erkalten, wäscht sie äußerlich ab und bringt sie in einen passenden Keller, Speisekammer usw. Stachelbeeren werden entstielt und die Kelchblätter entfernt, Johannisbeeren entstielt, Reineclauden, Zwetschen, Mirabellen ebenso, von Erdbeeren, Himbeeren, Brombeeren die Kelche entfernt, Aepfel, Birnen, Aprikosen und Pfirsiche geschält und halbiert (erstere, wenn sehr groß, auch in Viertel oder Achtel zerteilt und das Kernhaus herausgeschnitten), sowie bei letzteren der Stein beseitigt. — Heidelbeeren und Preißelbeeren werden gewaschen, ausgeklaubt, mittels Küchentuches abgetrocknet, eingefüllt, verschlossen und wie oben sterilisiert. Aepfel, Birnen, Aprikosen und Pfirsiche dünsten wir etwa 30 Minuten.

Zufall das war, das Fernrohr zu erproben! Wozu solch ein Fernrohr alles dienen kann!

Ja, zum Kuckuck! unterbrach sich der Professor plötzlich abermals mit lautem Ausruf in seinem stillen Gedankengange, will er denn immerfort ihre Hand küssen?

Wenn das noch ein anderer bemerkte! was für ein Gerede es gäbe!

Da war es wohl am besten, gleich zu den beiden hinüber zu gehen — schon der Leute wegen.

Ja, das wollte er auch sofort tun.

Das Fernrohr konnte ihm dabei zum Vorwand dienen, er habe es da oben auf der Höhe des Steinberges erproben wollen.

Und schnell entschlossen klappte der Professor das Teleskop zu und steckte es in die Hülle, dann griff er nach Hut und Stock und verließ die Villa.

Wenige Minuten darauf schritt er den steil ansteigenden Fußpfad hinan, der zum kleinen Fichtenbestand des Steinberges führte.

Absichtlich trat er mit besonders festen Tritten auf und ab und zu stampfte er auch mit dem eisenbeschlagenen, derben Spazierstocke kräftig auf den Boden, daß man schon aus einiger Entfernung sein Herannahen vernehmen mußte.

Er wollte die beiden da oben auf der Berghöhe denn doch nicht ganz unvorbereitet aus ihrem Traumleben aufschrecken und ihnen Gelegenheit bieten, sich von ihrer Ueberraschung und Verlegenheit zu sammeln.

Aber das weltverlorene Pärchen wurde seiner nicht früher gewahr, bis er dicht hinter den Fichtenstamm auf die freie Waldblöße hervortrat.

„Der Papa!" kam es wie in leisem Schrecken von den Lippen des Mädchens und sie erhob sich jählings von dem kleinen Feldstuhl.

Ihr Gesicht war in dunkle Glut getaucht, es prägte sich unverkennbar etwa wie Schuldbewußtsein darin aus.

Der junge Mann schien um einiges gefaßter, er schritt dem Professor entgegen.

„Ach, Herr Doktor!" rief dieser. „Lockte es es Sie auch herauf auf diese einsame Höhe? Schön, daß Sie meiner Tochter bei ihrer Malkunst Gesellschaft leisten! Wie weit bist Du denn mit Deiner Skizze, liebe Klara?"

Und dabei trat er auf das Mädchen zu und blickte auf die Zeichnung.

„Na, besonders flink ist es Dir diesmal nicht vonstatten gegangen. Hat wohl die Plauderei mit dem Herrn Doktor schuld daran?"

Ein leichtes Lächeln glitt über die Züge des Professors, als er das Mädchen in wortloser Verlegenheit mit glutrotem Gesicht vor sich stehen sah.

„Ganz recht, Herr Professor!" nahm nun der Doktor statt ihrer das Wort.

„Mein Plaudern störte den Fortgang der Arbeit. Uebrigens dünkte mich auch eine heitere, unterhaltende Plauderei eine Arbeit."

„Gewiß, Herr Doktor, sowie alles, was die schöne Ferienzeit angenehm verbringen läßt. Na, ich war indeß auch nicht faul, liebe Klara, der Brief an Mama wartet nur noch auf ein paar Zeilen von Deiner Hand."

Das Mädchen klappte mit raschem Griff das Feldstühlchen zusammen.

„Gut, Papa, gehen wir!"

„Na, na, es eilt nicht so sehr! Nun bleiben wir noch ein Weilchen hier oben. Die Post geht doch erst um 6 Uhr abends ab. Ich bin übrigens ja auch aufgestiegen, um mein neues Fernrohr hier zu erproben. Ich will gleich sehen, wie sich denn unsere Villa von hier ausnimmt. Wiener Fabrikat, Herr Doktor!"

Dabei nahm er das Teleskop aus dem Futeral und blickte hindurch.

„Ah, prächtig!" rief er nach kurzer Weile aus, sehen Sie nur, Herr Doktor, wie deutlich und greifbar nahe alles vor das Auge tritt!"

Der Doktor nahm das Glas.

„In der Tat, ein ausgezeichnetes Instrument!"

Damit reichte er das Fernrohr auch dem Mädchen hin.

„Wunderbar!" rief dieses. „So klar und deutlich! Selbst das Barometer bemerkt man, das an dem Fensterbrett Deines Arbeitszimmers angebracht ist."

Ueber das Gesicht des Professors ging ein leises Schmunzeln.

„Nicht wahr," sagte er und strich sich den leicht ergrauten Vollbart, „das Glas zeigt vortrefflich. Ich dachte mir auch gleich, von der Höhe hinunter müßte der Anblick damit zumindestens ebenso deutlich sein, wie von unten aus hinauf auf die Höhe."

Das Mädchen ließ bei diesen Worten wie vor Bestürzung das Fernrohr vom Auge sinken.

„Wie, Papa, Du hast wirklich . . .?"

Gleichzeitig entrang sich auch aus dem Munde des jungen Doktors die überraschende Frage:

„Ach, Herr Professar haben schon unten . . .?"

Der Professor mußte über die gleichlautende Frage der beiden Leutchen hell auflachen.

„Freilich habe ich! Ich war auch einigermaßen überrascht, Dich, liebe Klara, hier oben in Gesellschaft des Herrn Doktor zu sehen und als ich dann bemerkte, wie Sie, Herr Doktor, mitten in der Unterhaltung die Hand meiner Tochter ergriffen und festhielten — — na, da dachte ich mir, ah, da wird wohl ein kleiner Bund geschlossen! Da mußt Du als Dritter mithalten! Und da bin ich denn schnell hinaufgestiegen."

Der Professor, den eine schelmische Anwandlung überkommen zu haben schien, weidete sich einige Augenblicke an den verlegenen Mienen des Paares.

„Na, na," fuhr er dann nach einer kleinen Weile fort und schlug den Doktor leicht auf die Schulter, „nur nicht so kleinmütig auf einmal, mein lieber Doktor! ich bin durchaus kein Tyrann", ich habe auch gar nichts gegen Ihren jungen Herzensbunde, aber nur keine Heimlichkeiten! Immer nur gerade heraus und offen Herr Doktor!"

Dabei streckte er dem jungen Manne die Hand entgegen.

„Und auch Deine Hand liebe Klara! so! und damit lege ich die beiden Hände in einander und gebe meinen feierlichsten Segen dazu. Ist es recht so?"

Das Mädchen flog ihrem Vater an den Hals.

„O, Du guter, lieber Papa!"

„Ihnen auch recht so, lieber Doktor?"

„Herr Professor! ich . . . ich wagte nicht . . o, wie ich Ihnen danke! Sie machen mich so überglücklich!"

Diese Worte waren in jenem Tone gesprochen, der aus dem Herzen dringt.

Na, dann ist ja alles gut!" sagte der Professor lächelnd, aber durch seine Stimme zitterte es doch dabei in leisem Klange.

„Doch nun wollen wir nach Haus umkehren, Kinder!" fuhr er fort und schob das Fernrohr zusammen. Du hast ja noch im Briefe an Mama einige Worte hinzuzufügen. Du magst ihr schreiben, daß sie rasch heimkehren möge, womöglich schon in den nächsten Tagen. Wir hatten hier ein Fernrohr, das gar wunderbaren Ausblick gewährt.

„Und das auch sonst noch vortreffliche Dienste tut!" warf der Doktor mit einem heiteren Lächeln hin.

„Ja, ja, ein Fernrohr," meinte daraufhin der Professor, „das wie die Sonne alles an den Tag bringt — selbst heimliche Liebe."

Lächelnd schloß er dabei das wertvolle Instrument in das Ledeetui und hob es hoch in die Höhe.

Auch das junge Paar lachte und sah mit überglücklicher Miene drein — es hatte auch alle Ursache dazu.

Feuilleton.

Durch Kampf zum Sieg.

Roman
von
Erich Ebenstein.

(Nachdruck verboten.)

39)

„Gabriel . . . und ich? Siehst denn nit, wie nix mehr ist in mir als die Lieb zu dir und die grausame Angst um dich? Dem Veitel hab ich gestern sein Wort zurückgegeben und ich fürcht mich nit vorm Vater und vor nix auf der Welt, wenn ich nur dich nit verlieren muß! Gabriel . . . ist das deine Lieb, daß du mich so marterst jetzt?"

Er zieht sie ganz an sich heran, versenkt seinen Blick tief in den ihren und sagt weich: „Du bist außer dir, Regina, sonst könntest so was nit verlangen von mir. Das wär eine elende Lieb, die dich um dein Bestes bringen wollt — um deine Ehr, bloß damit ein unsinniger Verdacht abgewehrt wird. Und ich — wie dürft ich den Kopf noch heben und die Hand ausstrecken nach dir, wenn ich meine Unschuld dartun wollt durch eine Lüge? Gelt, Regina, jetzt siehst es selber ein — das wär auch eine elende Unschuld!?"

Sie beginnt wieder zu weinen.

„Aber wenn sie dir anders nit glauben Gabriel? Du hast wilde Reden ausgestoßen gegen ihn und er hat seinen Hund auf dich gehetzt! Und kannst du ihnen denn beweisen, wo du warst in der Sonntagnacht?"

Nein. „Aber unser Herrgott hat mich noch nie verlassen. Auf ihn setz ich mein Vertrauen. So oder so wird die Wahrheit an den Tag bringen," sagt Heidrich schlicht. Dann macht er sanft seine Hände frei.

„Behüt dich Gott jetzt, Regina, sie sollen nit länger warten auf mich. . . . Den Trost, gelt, gibst mir noch mit, daß du stark sein willst, und wie's auch ausgehen mag — nit von mir lassen?"

Zum drittenmal wirft sie sich an seine Brust.

„Dein bleib ich, Gabriel, im Leben und Sterben!"

— — — — — — — — — —

Zu beiden Seiten des Weges stehen sie, die Bauern von Friedleiten, da man ihren Bürgermeister hinwegführt. Viele glotzen ihm frech und höhnisch ins Gesicht. Denn jetzt ist's ja so gut wie bewiesen, daß alles wahr ist, was man bisher bloß als Gerücht vernommen. Im Mühlkasten hinter dem großen Rad, das nun seit Wochen schon steht, hat ein Gendarm die Waffe gefunden, mit der Kaltenhauser erschossen wurde. Und ein anderer machte in des Müllers Schlafstube einen ebenso wichtigen Fund: zwischen Bett und Wand zog er einen mit Amtssiegeln verschlossen gewesenen Brief hervor. Das Schreiben, über dessen Verbleib der Müller nichts zu wissen vorgegeben hat: die Kündigung des Pachtrechtes und die Verständigung, daß Jagd- und Fischrecht am so und so vielten zur Ausbietung komme. Beim Anblick dieses Schreibens war es auch, daß Heidrich, der bis dahin eine ruhige, fast sorglose Haltung bewahrt hat, alle Fassung verlor.

Leichenblaß starrt er das zerknitterte Papier Dann sieht er Wabi entsetzt an, die mit grimmiger Miene hinter den Gendarmen steht.

Aber Wabi scheint nicht einmal groß erstaunt. Sie nickt nur vor sich hin, als begriffe sie jetzt plötzlich etwas, das ihr bisher viel Kopfzerbrechen machte.

„Darum also hat er sich eingeschlichen, wie ein Dieb," murmelt sie unhörbar vor sich hin.

In diesem Augenblick beginnt draußen an der alten Kirche die Sturmglocke zu läuten Alle sehen sich betroffen an. Niemand weiß. was das plötzliche Läuten zu bedeuten hat. Wer hat die Glocke gezogen?

Feuer? Wassernot?

Ein Gendarm springt vor die Haustür und sieht aufmerksam ringsum. Nein, es brennt kein Haus und der Laaser Bach fließt klar und schmal wie sonst über der Straße drüben in seinem Bett. Nur das Gewitter ist näher gekommen; blaue Blitze zucken auf und der Donner rollt in langen, breiten Wellen bis über das Tal.

Die Glocke ist wieder verstummt.

Der Gendarm, welcher in die Stube zurückgekehrt ist, drängt zum Aufbruch, und da alles Nötige beendet ist, nehmen sie Heidrich in ihre Mitte und führen ihn, der blaß und gleichgültig alles mit sich geschehen läßt, hinaus. Nur einmal zuckt er zusammen, während ein Ausdruck unsäglicher Qual sein Gesicht verzerrt: als er hinter sich das laute, bitterliche Weinen der kleinen Beverl hört, die ihnen nachläuft und schreit:

„Tata! Tata! Nit fortgehen . . .!"

Er wendet den Kopf. Einen Augenblick ist's, als wollte er stehen bleiben. Dann aber überfliegt ein seltsam weiches Lächeln seine Züge, er atmet tief auf und schreitet weiter.

An der alten Wabi vorüber ist eine lichte, schlanke Mädchengestalt auf das Kind zugeflogen und hat es zärtlich in die Arme genommen, während ihr Blick in selbstvergessener, schrankenloser Liebe den Fortgehenden noch einmal umfängt. Wie das milde Licht eines Sternes in dunkler Nacht begleitet die Erinnerung an diesen letzten Blick Reginas Gabriel Heidrich.

Als die Eskorte mit dem Verhafteten die letzten Häuser des Dorfes hinter sich gelassen hat und sich jener Stelle nahe dem Wiesenbauernhof nähert, wo seinerzeit die Friedleitner ihre Straße verrammelten, geschieht etwas ebenso Seltsames als Unerwartetes. Hinter den Trümmern der einstigen Verrammelung hervor, die noch zu beiden Seiten des Weges aufgeschichtet liegen, stürzt plötzlich eine Schar leibhaftiger Hexen zwischen die Eskorte hinein.

Wenigstens müssen der Postenführer und die zwei Gendarmen im ersten Schrecken etwas derartiges glauben. Denn was da wie aus dem Boden gestampft mit einemmal dasteht, recht wie eine andere neuere Wehr über den Weg, sodann auf ein lautes Kommando vorschnellt und wie ein Chor der Rache auf den Arretierten zu, das sieht auf den ersten Augenblick so spitzig und stachlig bewehrt aus, als sei's eigentlich noch was Fürchterlicheres wie bloße Hexen mit unheimlichen Besenstielen. Und erst als es zu spät ist, erkennen die Diener der heiligen Hermandad, daß es eine Gruppe von lauter Friedleitener Bauersfrauen ist, sämtlich mit Kehrbesen, Dreschflegeln, Sensen, Heu- und Mistgabeln und ähnlichen häuslichen und landwirtschaftlichen Geräten beladen, die ein hochgewachsenes, knochiges Weib mit grauen Haaren anführt.

Erst als es zu spät ist: denn die biederen Gendarmen hatten sich doppelt beirren lassen. War erst schon die Ueberraschung an [illegible] gut gelungen, so war die Bewegung, die der Weiberhaufen sodann ausführte, indem er wie die verkörperte Lynchjustiz auf Gabriel Heidrich zustürzte, nur ein glänzendes Scheinmanöver gewesen — alles zu dem einen Zweck, die total verdutzten Gendarmen vielmehr heftig fühlbar anzurempeln und vom Polizeigefangenen weitab innerhalb drei, vier Sekunden bis hart an den Straßengraben hinzudrängen.

(Fortsetzung folgt)

Herausgeber J. Petersilge's Erben

Redakteur: Woldemar Petersilge.

Rotations-Schnellpressen-Druck von „J. Petersilge"